

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 46 (1966-1967)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Spannung und Gleichgewicht in Grillparzers Welt  
**Autor:** Frey, Eleonore  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-161879>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Spannung und Gleichgewicht in Grillparzers Welt

ELEONORE FREY

Wenn Grillparzer den Calderonschen Titel *Das Leben ein Traum* in sein Gegenteil — *Der Traum ein Leben* — verkehrt, weist er auf eine Problematik hin, die seit der Romantik mit dem Wesen der Dichtung in engstem Zusammenhang steht. Der Traum, und das heißt nichts anderes als die Innerlichkeit, die Subjektivität des Dichters, überschwemmt bei Grillparzer wie bei vielen seiner Zeitgenossen das Äußere und wird so nicht nur zum «Leben», sondern zu einer Welt, in der sich nichts mehr dem Ich entgegenstellt. Die Einheit, die so erreicht wird, ist jedoch vergänglichster Natur. Sie bricht zusammen, sobald der leiseste Anruf den wie im Schlaf dahinziehenden, in sich versunkenen Träumer weckt. Die Außenwelt erobert ihren Platz im Bewußtsein des Dichters zurück und mahnt ihn an sein anderes, der allen gemeinsamen Welt trotz allem verhaftetes Ich, das der Aufschwung der Phantasie vielleicht zu überspielen, niemals aber zu ersticken vermocht hat. Man verwechselt nicht ungestraft das Innen mit dem Außen. Wenn der Traum zum Leben wird, leidet das am Menschen Mangel, was in die sogenannte Wirklichkeit hinausstrebt, während sich im äußeren Leben ein Dichter nicht zu verwirklichen vermag, der sein inneres Leben absolut zu setzen gewohnt ist. Grillparzer hat diesen Zwiespalt besonders lebhaft empfunden und sich unablässig bemüht, beiden Hälften seines unheilvoll gespaltenen Selbst ihr Recht zu verschaffen. Dieses an sich unmögliche Beginnen hat ihn bisweilen zu den schroffsten Entscheidungen geführt. Auf jede Ernüchterung, auf jeden gescheiterten Versuch, sich ganz der Welt des Innern, des Traumes, der Betrachtung anheimzugeben, folgt eine Wendung ins Gegenteil: der Wunsch, am Leben selber teilzuhaben und zu genießen, was dem nach innen blickenden Menschen notwendig versagt ist. Jeder der beiden Bereiche, zwischen die sich Grillparzer gestellt sieht, erschließt sich jedoch ganz oder gar nicht: wer die Grenzen der in sich ruhenden Innerlichkeit mißachtet, zerreißt das Gewebe des Traums; wer sich auch nur um ein Geringes vom Gegenwärtigen abkehrt, um die Stimmen seines Innern zu vernehmen, verzichtet auf den Genuß eines Lebens, an dem nur der Anteil hat, der sich ihm ganz ergibt.

So sieht sich Grillparzer immer wieder gezwungen, zwischen zwei Daseinsweisen — dem inneren und dem äußeren Leben — eine Wahl zu treffen, die er selber als sinnlos, unmöglich und unheilvoll erkennt. Wenn Libussa vom

«blaugeaugten Volk» jenseits der Berge sagt, es sei «blind, wenn es handelt, tatlos, wenn es denkt<sup>1</sup>», verurteilt Grillparzer an den Deutschen (deren Verhalten ihm immer wieder zum Beispiel eines von der Natur entfernten Daseins wird) die gleiche Zweiteilung, die auch in ihm das Innere vom Außen scheidet. Der Fluch: «O weh, weh denen, die ein Herz haben, wenn sie betrachten und keines, wenn sie handeln<sup>2</sup>!» trifft vor allen anderen Grillparzer selbst. Die innere Spaltung führt zu einer eigentlichen Lähmung. Dem Betrachtenden fehlt der Gegenstand, dem sich sein Denken und Fühlen zuwenden könnte, während sich der Handelnde in der Fülle der ihn umgebenden Dinge keine Welt zu errichten vermag, weil es ihm an den verbindenden Kräften des Inneren gebricht. Nun bewegt sich jedes menschliche Wesen in mehr oder weniger großen Ausschwingungen zwischen den beiden Möglichkeiten hin und her und wird bald vom einen, bald vom andern Pol angezogen oder abgestoßen. In einer zwischen Handeln und Betrachten, Außen und Innen schwankenden Bewegung kann sich auf die verschiedensten Arten ein Gleichgewicht herstellen, wenn nur nichts die Kluft im Innern des Menschen befestigt.

Gerade das ist aber für Grillparzer der Fall. In der *Sappho* heißt es einmal:

Von beiden Welten eine mußt du wählen,  
Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr!  
Ein Biß nur in des Ruhmes goldne Frucht  
Proserpinens Granatenkernen gleich,  
Reiht dich auf ewig zu den stillen Schatten  
Und den Lebendigen gehörst du nicht mehr an<sup>3</sup>.

Hier wird nicht umsonst der Persephone-Mythos heraufbeschworen. Grillparzer selber fühlt sich durch ein Nichts, durch einen einzigen Schritt auf eine Bahn gedrängt, die ihn immer mehr von dem Lebendigen wegführt, dem er seiner Natur nach doch auch angehört; und wie Proserpina sieht er sich unversehens vor eine Entscheidung gestellt, die er weder herbeigerufen, noch vorausgeahnt hat. Der Rückzug in die Innerlichkeit wird nicht in freier Wahl beschlossen. Eine unwiderstehliche Lockung zieht Grillparzer in sein Inneres hinein und läßt ihn nicht mehr los: «Wer aber einmal die Süßigkeit des Umgangs mit sich selbst genossen hat, kehrt nicht mehr zurück<sup>4</sup>.» Wenn Proserpina durch den Biß in die rückkehrverwehrenden Früchte des Hades ihr irdisches Leben verliert und dafür die Herrschaft über die Toten gewinnt, wird Grillparzer in einer ähnlich ungewollten Entscheidung die Würde des Dichters und der Verlust seines mitmenschlichen Daseins zuteil.

Daß kein Mensch im Reich des Innern verharren kann, solange er Mensch bleibt, sondern trotz des Bannes, dem er sich verfallen weiß, immer wieder

nach außen strebt, hat Grillparzer am Schicksal Sapphos beispielhaft dargestellt. Er selber wendet sich — ohne Hoffnung, die Lust des Menschseins je genießen zu können — immer wieder dem äußeren Leben zu, meist auf «der Neigung Zauberbrücke», die Medea in den folgenden Versen schildert:

Es gibt ein Etwas in des Menschen Wesen,  
Das, unabhängig von des Eigners Willen  
Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;  
Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen,  
Besteht ein Zug, ein geheimnisvoller Zug  
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust<sup>5</sup>.

Dieser Zug ist für Medea Zwang und rohe Naturkraft, und sie versucht umsonst, ihn mit dem Willen zu bändigen. Das «Etwas», das den Menschen nach außen zieht und dem Bann des Innern entgegenwirkt, erscheint hier als Liebe, aber die Liebe ist nur eine besondere Art des Verlangens, das jeden Menschen aus sich hinaustreibt und ihn dem Lebendigen zuwendet. Jedesmal erweist es sich nach kurzer Täuschung, daß das in sich selbst befangene Innere den Übertritt nicht vollziehen kann und dem äußeren Leben ebenso fremd bleibt, wie das Äußere am Menschen von seiner Innerlichkeit geschieden ist. Jede der beiden Hälften führt für sich ein Dasein, dessen Ungenügen sich dem jeweils ausgeschlossenen Teil klar erweist. Die Frage, welcher von beiden Bereichen wirklich sei, hat jede Bedeutung verloren. Je nach dem, wie Grillparzer zu sich selber und zum äußeren Leben steht, erscheint ihm das innere Leben als erfüllte Wirklichkeit oder als leerer Traum, und das äußere Leben kann sich ihm als Paradies oder als ein alptraumhaftes Verfallensein an fremde Mächte zeigen. Unter dem sehnsüchtigen Blick scheint sich der eine wie der andere Bereich ebenso zu beleben, wie er für den enttäuschten abstirbt. Der Charakter der beiden Daseinsformen verändert sich je nach dem Standort und der Blickrichtung des Dichters, der in unregelmäßiger Bewegung zwischen den Extremen hin- und herschwankt, in die sich mit ihm auch seine Welt aufspaltet. Jeder der beiden Bereiche verlangt den Verzicht auf das, was in dem zwiespältigen Wesen Grillparzers in die andere Richtung drängt, und dieser Verzicht macht jeden der beiden Bereiche — das innere wie das äußere Leben — zur ungenügenden Hälfte eines Ganzen.

Man kann diesen Wechsel der Perspektive leicht beobachten, wenn man Grillparzers verschiedene Äußerungen über ein und dasselbe Ding vergleicht. So kann es zum Beispiel im äußeren Leben dazu kommen, daß einzig das Vergessen ein Weiterleben noch wünschbar machen könnte. «Sortija del olvido — Ei, ei, ei! / ‹Ring des Vergessens›, ja, wer den besäße!<sup>6</sup>», sagt Kaiser Rudolf II., und aus einer ähnlichen Sehnsucht heraus klagt Jason:

O Jugend, warum währst du ewig nicht!  
Beglückend Wähnen, seliges Vergessen,  
Der Augenblick des Strebens Wieg und Grab,  
Wie plätschert ich im Strom der Abenteuer,  
Die Wogen teilend mit der starken Brust<sup>7</sup>.

Alles, was im äußeren Leben geschieht, hinterläßt eine nicht zu verwischende Spur. Das Vergangene engt den Menschen immer mehr ein, bis er sich endlich völlig seiner Freiheit beraubt sieht. Von solchen Fesseln möchte sich auch Sappho befreien und die Vergangenheit mit dem gebieterischen Spruch: «Was ich gefühlt, gesagt, getan, gelitten, / Es sei nicht, selbst in der Erinnerung nicht<sup>8</sup>», auslöschen. Aber der Umgang mit den Dingen des äußeren Lebens geht an keinem Menschen spurlos vorüber, und seine Auswirkungen lassen sich nicht beseitigen. «Doch das vergißt sich nicht!<sup>9</sup>» sagt Medea für alle, die wie sie umsonst ins Vergessen zu flüchten versuchen.

Auch Rustan, der Held von *Der Traum ein Leben*, läßt sich in einem Strom von Abenteuern treiben, der sich für ihn «bald beglückend, bald zerstörend<sup>10</sup>» durch die Fluren wälzt. In seiner träumerischen Rede bleiben jedoch Beglücken und Zerstören bezeichnenderweise ohne Objekt; die nur geträumten Taten beeinflussen das äußere Leben nicht und hinterlassen auch keine Spur. Im Bereich des Innern gibt es nichts, an das sich die Bilder und Gedanken heften könnten, nichts, das ihnen Dauer verleiht. Bei Grillparzer bleibt jedes innere Leben, jede Betrachtung so gegenstandslos wie Rustans Traum, und was sich ihr erschließt, ist derart flüchtig, daß es sich nicht einmal in der Erinnerung zu erhalten vermag. Für den nach innen gewendeten Menschen wird demnach das Vergessen zur Qual. Das spurlose Vergehen des inneren Lebens bringt Grillparzer in einen Zustand, der sich von dem eines Träumenden nicht unterscheiden läßt. «Wozu liest man aber, wenn die Spuren des Gelesenen so aus der Wurzel vergehen? Mein Leben war immer ein Traum, und zwar nicht, nach jenem griechischen Spruche, der eines Wachenden, sondern in der Tat Eines, der schläft<sup>11</sup>», heißt es im Tagebuch, und *Zu Fixlmüllners Charakteristik* wird gesagt: «Vergessenheit! Vergessenheit! Sein Leben war ein Traum mit wenigen Momenten des Wachens. Selbst seine Gedanken hatten das Unwillkürliche des Traumes und wenn ausgedacht, waren sie vorüber und in der nämlichen Gestalt kamen sie nie wieder. Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück<sup>12</sup>.» Das Vergessen bannt Grillparzer in einen Schlaf, in dem ihm nicht nur die Welt, sondern auch das durch keine Kontinuität des inneren Lebens gesicherte Ich entgleitet. Es beraubt ihn nicht nur seiner Identität (auf die ihn zu anderen Zeiten die Unmöglichkeit zu vergessen so grausam festlegt), sondern es nimmt ihm auch die Freiheit, sich aus dem Kerker seines Innern zu befreien. Wer alles vergißt, kann sich ebenso wenig ein Dasein im äußeren Leben errichten, wie sich einer,

der nichts vergißt, von seinem im äußeren Leben verhafteten Schicksal lösen kann. Das Vergessen ist also je nachdem tödlich oder heilsam, Rettung oder Untergang, aber es läßt sich im entscheidenden Augenblick weder herbeirufen noch überwinden.

Ebenso widersprüchlich beurteilt Grillparzer die Selbstbewahrung einmal als Fluch und einmal als erstrebenswertes Ziel. Äußerungen wie der folgenden: «Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einem geliebten Gegenstand<sup>13</sup>» stehen Gedichte wie *Bescheidenes Los* und *Entsagung* gegenüber, die beide das Glück des stillen Selbstbesitzes über alles stellen. «Misse gern ein Buntes, Vieles, / Hätt ich mich erst und was mein<sup>14</sup>», heißt es in dem einen, während das andere mit den Versen schließt:

Nur was du abweist kann dir wiederkommen,  
Was du verschmähst, naht ewig schmeichelnd sich.  
Und in dem Abschied, vom Besitz genommen  
Erhältst du dir das einzig deine: Dich<sup>15</sup>!

Grillparzer sehnt sich bisweilen nach dem erfüllten Augenblick und muß sich doch immer wieder der Einsicht fügen, daß für ihn nur das Abwesende, nur das, was im Gedenken auflebt, gegenwärtig sein kann, weil er sich nur dann als Erkennenden zu bewahren vermag. Wer sich seiner selbst versichert hat, erwirbt sich «die Blüten der Vergangenheit und der Zukunft», während dem, der sich selber aufzugeben bereit ist, der «Kranz der Gegenwart<sup>16</sup>» zufällt. Das Problem der Selbstbewahrung steht im Zentrum der Novelle *Das Kloster von Sendomir*, deren Held Starschensky mit den folgenden Worten geschildert wird: «Ein von Natur aus schüchterner Sinn und — laßt sehen ob ichs treffe . . . — ein über alles gehendes Behagen am Besitz seiner selbst, hatte ihm bis dahin keine Annäherung (an Frauen nämlich) erlaubt. Abwesenheit von Unlust war ihm Lust<sup>17</sup>.» Der Fortgang der Geschichte lehrt, daß er besser getan hätte, seiner stoischen Maxime zu folgen und es sich am Besitz seiner selbst genug sein zu lassen. Er kann aber — wie alle an ihrer Halbheit scheiternden Helden Grillparzers — dem Zug nach außen nicht widerstehen. Was er im äußeren Leben erwirbt, geht ihm nach kurzem wieder verloren. An seinem Schicksal erweist sich die Unbeständigkeit der irdischen Dinge, die in *Des Meeres und der Liebe Wellen* eine Gefährtin der trauernden Hero zu dem Ausruf veranlaßt: «Nun, ich will auch nimmer / Ein Lieb mir wünschen, weder jetzt, noch sonst, / Besitzen ist wohl schön, allein Verlieren<sup>18</sup>!» Aber es hat für Starschensky mit dieser Erfahrung, die schon allein genügen könnte, einen stoischen Gleichmut in seiner selbstbewahrenden Distanziertheit zu bekräftigen, nicht sein Bewenden. Er muß in der Katastrophe, die ihn um Weib und Kind, um Ehre und Seelenruhe bringt, innewerden, daß ihm nichts

von dem, was sein Glück ausmachte, je wirklich zugehört hat; daß er also den «Besitz seiner selbst» um nichts dahingegeben hat. Wenn Starschensky daraufhin ins Kloster eintritt, bedeutet dieser Schritt nicht nur Buße, sondern eine eigentliche Umkehr: er hofft, den Weg aus der Verirrung zurück zu finden und sich seiner selbst von neuem zu versichern. Daß sich diese Hoffnung nicht erfüllen kann, liegt wieder in der Unmöglichkeit des Vergessens begründet. In der *Libussa* heißt es einmal:

Wem irdsche Sorgen, Wünsche und das Schlimmste  
Von allem, was da stört — Erinnerung  
Das weitverbreitete Gemüt zerstreun,  
Für den gibts fürder keine Einsamkeit,  
In der der Mensch allein ist mit sich selbst<sup>19</sup>.

Der Fehltritt, der den Menschen dem äußeren Leben überantwortet, ist ebenso wenig wieder gutzumachen wie jener, der ihn ins Schattenreich des Innern geführt hat, und doch läßt sich keine dieser Verirrungen vermeiden.

Wie aber Zacharias Werner ins Kloster eintritt und damit die gleiche Stätte der Selbstbewahrung aufsucht, in die sich Starschensky flüchtet (und nach der sich Grillparzer, wie es seine Briefe bezeugen, bisweilen selber gesehnt hat), begleitet ihn Grillparzer mit einem Nachruf, in dem es unter anderem heißt:

Nicht auf sich selbst, die eigne Form und Unform,  
Soll er die Augen heften, wenden seine Glut,  
Die Außenwelt ward ihm als lichte Braut,  
Die mag er sich erfassen und umarmen,  
Und Kinder zeugen, daß die Welt bestehe!  
Fluch auch im Geisterreich der Unzucht mit sich selbst<sup>20</sup>!

Die Abkehr vom äußeren Leben, die Grillparzer oft so dringend fordert, kann sich ein anderes Mal als eine zuchtlose Hingabe an die «Selbstbeschauung» darstellen, die hier als die verbrecherische Vermessenheit eines «im Rausch des inneren Sinns» — des Sinnes also, dem Grillparzer sonst allein eine wahre Erkenntnis zutraut — verlorenen Menschen erscheint. «Man sagt, daß, wer sich selbst geschaut im Leben, / Die eigene Gestalt, ansichtig, außer sich, / Daß er nicht leben könne fürdermehr / Und müsse sterben in der nächsten Frist», heißt es weiter im gleichen Gedicht. Grillparzer sieht hier jeden, der sich auf das eigene Selbst beschränkt, unfehlbar seinem Ende zutreiben. Selbstbewahrung kann also gleichbedeutend mit Selbstaufgabe sein, aber einer, der sich dem Äußeren überantwortet, ist erst recht verloren.

Derartige unlösbare Widersprüche ließen sich häufen. Man könnte noch daran erinnern, daß Grillparzer sogar sein Dichtertum — und darum geht es

letztlich, ob er das Vergessen verfluche oder die Selbstbewahrung preise — völlig entgegengesetzt bewertet und einmal als hohen Auftrag — «der Überirdischen Los<sup>21</sup>» — und einmal als bloße Zuflucht gesehen hat.

In solch schroffen Wechseln des Gesichtspunktes verkehren sich die Begriffe in ihr Gegenteil; das Leben kann ebenso gut ein Traum sein, wie der Traum zum Leben wird. Der Dialog zwischen dem inneren und äußeren Menschen hört nie auf. Der Streit der Meinungen bleibt «endlos, weil die Meinung nur du selbst / Und du der Sieger bist und der Besiegte<sup>22</sup>». So nimmt auch der Prozeß, den sich Grillparzer im Tagebuch macht, nie ein Ende. In einem unaufhörlichen Kreislauf treibt er sich selber bald nach innen, bald nach außen, und fühlt sich dennoch stets als der Getriebene. «Ein anderer sitzt und schreibt mein Leben<sup>23</sup>», sagt er einmal. Die extremen Schwankungen lassen sich bisweilen sogar an der äußeren Gestalt der Aufzeichnungen ablesen. Man findet vor allem am Anfang des Tagebuchs Randnotizen wie: «Das ist erlogen!», «Dumm!», «Das ist nicht wahr!<sup>24</sup>», die das eben Geschriebene unverzüglich aufheben, um dem neuen, entgegengesetzten Standpunkt Platz zu machen.

Aus diesem Zirkel gibt es dann einen — wenn auch gewaltsamen — Ausbruch, wenn nicht mehr die Meinungen, sondern die Dinge selber aufeinander prallen. Grillparzer hat ein Gedicht geschrieben, in dem sich das Bewußtsein der Entzweiung zu einem Gefühl der Halbierung von allem und jedem steigert. Es sei hier als Dokument angeführt:

Der Halbmond glänzt am Himmel,  
Und es ist neblicht und kalt.  
Gegrüßt sei du Halber dort oben,  
Wie du bin ich einer der halb.

Halb gut, halb übel geboren,  
Und dürftig in beider Gestalt,  
Mein Gutes ohne Würde,  
Mein Böses ohne Gewalt.

Halb schmeckt ich die Freuden des Lebens,  
Nichts ganz als meine Reu;  
Die ersten Bissen genossen,  
Schien alles mir einerlei.

Halb gab ich mich hin den Musen,  
Und sie erhörten mich halb;  
Hart auf der Hälfte des Lebens,  
Entflohen sie und ließen mich alt.



Und also sitz ich verdrossen,  
Doch läßt die Zersplitterung nach;  
Die leere Hälfte der Seele  
Verdrängt die noch volle gemacht<sup>25</sup>.

Es ist nicht nur, wie es in *Ein Bruderzwist in Habsburg* heißt, «... der Fluch von unserm edlen Haus», sondern der Fluch Grillparzers und seiner Gestalten im allgemeinen, «auf halben Wegen und zu halber Tat, / Mit halben Mitteln zauderhaft zu streben<sup>26</sup>». Die Vorstellung des Geteilten, die in dem Gedicht an den Halbmond fast ad absurdum getrieben wird, beherrscht Grillparzer in so hohem Maße, daß sehr oft unter seinem Blick die Dinge selber in zwei unvereinbare und doch vereinte Hälften auseinanderfallen. So sagt er einmal vom Meer, es sei «halb Wiese, halb Äther zu schau<sup>27</sup>». Sappho schildert ihre Heimat als eine Gegend, die «... der Erde halb, / Und halb den Fluren, die die Lethe küßt, / An einfach stillem Reiz scheint zu gehören<sup>28</sup>». Die Gegensätze, die Grillparzer in dieser bevorzugten sprachlichen Wendung so nahe aneinander rückt, daß sie gleichzeitig getrennt und verbunden erscheinen, entsprechen immer auf irgend eine Art dem Kontrast zwischen innerem und äußerem Leben. In ihnen stehen sich ein irdisches und unirdisches, ein unbeseeltes und beseeltes, ein lebendig wirkliches und geisterhaft flüchtiges Dasein gegenüber. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Wendung «halb Rede, halb Gesang», die vorerst nichts anderes als den Wechsel von Rezitativ und Arie in dem Opernlibretto *Melusina* zu bezeichnen scheint. Dieser Wechsel entspricht genau dem Nebeneinander von Poesie und Prosa, Dichtung und Alltäglichkeit, die sich für Grillparzer ebenso schroff voneinander abheben, wie sich gesprochene Rede und Gesang in der Oper ablösen. Die Form der *Melusina* spiegelt auf das genaueste ihren Inhalt und zeigt das Nebeneinander der zwei Bereiche, zwischen denen man Grillparzer in den Gestalten Raimunds und Melusinas hin- und herirren sieht.

Die Gegensätze, die in diesen formelhaften Ausdrücken eben noch zusammengehalten werden, brechen oft völlig auseinander. Es entsteht eine Welt, in der sich die dem Innern zugehörenden Substanzen mit denen des äußeren Lebens nicht mehr mischen. Ein Beispiel dafür gibt die Novelle *Der arme Spielmann*. Der arme Spielmann hat in seiner Jugend ein Mädchen — Barbara mit Namen — geliebt, das ihn mit einem Lied bezaubert hat. Die Melodie dieses Liedes wird vom Spielmann selber einmal beschrieben: «Steigt gleich anfangs in die Höhe, kehrt dann in sein Inwendiges zurück und hört ganz leise auf<sup>30</sup>.» Damit wird gleichzeitig der Lebenslauf des alten Mannes nachgezeichnet, der sich nach seinem ersten und einzigen Aufschwung immer mehr in sein Inneres zurückzieht; wie sehr, zeigen die Worte: «Ich war schon so nahe, daß das Lied nicht mehr von außen, daß es aus mir herauszutönen schien, ein Gesang der Seelen<sup>31</sup>.» Diese reine Seelenhaftigkeit muß mit dem

äußeren Leben zerfallen. Wer alles, was ihn betrifft, in seine Innerlichkeit aufnimmt und nichts als ein Äußeres fortbestehen läßt, beraubt sich selber der «sicheren Stützen» des Daseins, als die Sappho die goldenen Gaben des Lebens einmal bezeichnet<sup>32</sup>. Der arme Spielmann weiß sich auch der Stützen, die sich ihm etwa noch anbieten, nicht zu bedienen. Was sich dem Inneren nicht anverwandeln läßt, berührt ihn nicht einmal. Er macht immer wieder die Erfahrung, die er in einem frühen Erlebnis schildert: Man versucht ihm in der Schule durch Einflüstern aus einer Verlegenheit zu helfen; «ich aber», erzählt er, «der das Wort in meinem Innern und im Zusammenhang mit dem übrigen suchte, hörte ihn nicht<sup>33</sup>».

An dem bedingungslosen Festhalten an der Ganzheit des Innern, das das Wesen des Spielmanns auszeichnet, zerbricht die einzige Beziehung, die ihn je mit der Außenwelt verbunden hat. Er verliert Barbara an einen Fleischhauer, der in seiner rechtschaffenen Derbheit als Inbegriff eines wenig beseelten, aber dafür um so stofflicheren Daseins erscheint. Von dieser Zeit an beginnt der Spielmann «ganz leise» aufzuhören. Er wendet sich womöglich noch ausschließlicher seinem Innern zu, so sehr, daß dessen nach wie vor lebendige Kraft nicht einmal mehr seinen äußeren Menschen erreicht. Was von ihm der Außenwelt zugekehrt ist, stirbt langsam ab, und es vermag endlich nichts mehr die allmählich erstarrende Rinde zu durchdringen. Ein Ausspruch von Grillparzers Zeitgenossen Michael Enk von der Burg scheint auf den armen Spielmann geradezu abgestimmt zu sein: «Leicht geht bey einem auffallenden Übergewicht des Innern gegen das äußere Leben diese Einseitigkeit in wahre *Erstarrung* und *Verknöcherung* über<sup>34</sup>.» Eine solche Verknöcherung läßt sich beim armen Spielmann in allem feststellen: in seiner auffallend geraden Haltung, in seinem Blick, in seiner peinlichen Ordnungsliebe, in seiner unverrückbaren Tageseinteilung und in seiner widerlich steifen Schrift.

Auch Barbara — die vielleicht nicht zufällig diesen Namen trägt — verwandelt sich nach ihrer Trennung vom armen Spielmann, wenn auch in einem anderen Sinn, auf eine wachsende Materialisierung hin. Sie erfreut sich mit ihrem Mann eines beachtlichen Wohlstandes und hat sich «sehr verändert in den vielen Jahren, ist stark geworden und kümmert sich wenig mehr um Musik<sup>35</sup>». Der reinen Geistigkeit steht bei Grillparzer manchmal nicht das Starre, sondern das wohlbeleibt Animalische und bisweilen Barbarische gegenüber. Die Möglichkeiten des Menschen liegen für ihn zwischen dem fast völlig Tierischen und dem überirdisch Heiligen: «Vom Tier zum *Menschen* sind der Stufen viele<sup>36</sup>», heißt es in *Weh dem, der lügt!* Die animalische und die geistige Welt begegnen sich in *Melusina* in den Gestalten des Troll und der Geister, in *Weh dem, der lügt!* in der Ausstrahlung des fast schon verklärten Bischofs und dem Dunstkreis der gefräßigen, bisweilen tierisch lallenden Germanen; den Barbaren, die Grillparzer in der Trilogie *Das goldene Vließ* den Griechen gegenübertreten läßt und denen er dort zur Verstärkung des Kontrastes

sogar ein anderes, rauheres Versmaß in den Mund legt. Den lebhaftesten Begriff von diesem Auseinandertreten von Geistigem und Leiblichem, Göttlichem und Irdischem, Freiem und Beschränktem gibt aber ein seltsames Motiv aus der *Melusina*, das auch geeignet ist, in Erinnerung zu rufen, daß sich in den getrennten Hälften doch die Teile *eines* Wesens und *einer* Welt begegnen. Die Fee muß jeden siebten Tag die Gestalt eines Tieres annehmen; auch die Zauberin hat die «Fesseln des Endlichen» zu tragen, von denen ihre Kunst sie gewöhnlich befreit. Was sich aus den Bedingungen, an die Melusinas Macht geknüpft ist, schließen läßt, zeigen die Verse:

So ist denn auch das Höchste Unbestand,  
So gar vergänglich der Entzückung Freuden!  
Und was dem Gotte gleich geschwebt auf leichten Sohlen,  
Es muß vom Tier sich seine Stärke holen<sup>37</sup>.

Jeder Aufbruch in ein Jenseits — und dahin fühlt sich Grillparzer auf allen Stufen seines Daseins gezogen — muß mit der Erfahrung der irdischen Bedingtheit bezahlt werden. Je mehr sich der Mensch seinen Fesseln zu entwinden versucht, desto mehr fühlt er sich von ihnen gehalten. Ob er dabei einer «trägen Wirklichkeit», einem Schicksal oder der wenig poetischen, wenig beseelten Alltäglichkeit widerstrebe, bleibt sich gleich. Er fühlt sich immer zwischen zwei Bereichen aufgespalten, nur daß dieser qualvolle Zustand je nach der Würde des Bestrebens mehr oder weniger sinnvoll erscheint. Die Spannung, die es dabei auszuhalten gilt, läßt sich nur in den schroffsten Gegensätzen erfassen:

Äußerstes berührt sich,  
Höchstes erniedert sich,  
Was dem Gott am nächsten schier,  
Ist am nächsten auch dem Tier<sup>38</sup>!

Die Extreme werden hier durch einen gewaltsamen Griff einander ange-nähert und in eins gefaßt wie die Enden einer Rute, die man zur Schlinge biegt. Grillparzer gibt sich von dieser Berührung des Äußersten nicht nur in seinem oft in Widersprüchen sich überschlagenden Denken Rechenschaft, sondern er spürt sie in der einfachsten und zugleich unausweichlichsten Art in der halb geistigen, halb körperlichen, halb erhabenen und halb bedingten Beschaffenheit seines Wesens.

Grillparzer hat den Zustand des in sich gespaltenen, halb dem einen und halb dem andern Bereich verpflichteten Menschen in eindrucklicher Weise auf der Bühne schaubar gemacht. In *König Ottokars Glück und Ende* zum Beispiel starrt Ottokar einmal auf den Boden und sagt dazu: «Ist das mein Schatten? — Nu, zwei Könige<sup>39</sup>!» Er wird sich der Schattenhaftigkeit seines Königtums

bewußt, distanziert sich davon und kann sich doch von seinem anderen Ich nicht befreien. So wie der Schatten untrennbar mit dem Körper verbunden bleibt, hängen Traum und Wachen, Denken und Handeln, inneres und äußeres Leben — wenn auch nur an einem Punkt — untrennbar aneinander. Von diesem Berührungspunkt aus streben jedoch die beiden Teile auseinander wie die Wände einer Kluft, die sich in der Tiefe berühren und oben in einem unüberbrückbaren Abstand auseinander klaffen.

Im Märchenspiel *Der Traum ein Leben* ist Rustan, der bereits von der Fabel her in einen Träumenden und Geträumten aufgespaltene Held, einmal in einer rätselhaften Stellung anzutreffen. Er hält in jeder Hand einen Becher, blickt vom einen zum andern und sagt dazu:

Eins und eins!

(mit den Augen am Boden suchend)

Wo ist der zweite?

Eins und eins! Der zweite, wo?

Wo der andre, andre Becher<sup>40</sup>?

Mit diesen Bechern hat es folgende Bewandtnis: Der eine hat den Freudenwein enthalten, mit dem der König von Samarkand Rustans zweifelhaften Sieg zu feiern gedachte. Im anderen befand sich das tödliche Gift, das den König eben noch zum Schweigen gebracht hat, bevor er seinem begründeten Mißtrauen gegen den künftigen Eidam Ausdruck geben konnte. Rustan hat geschwankt, ob er den König die Becher verwechseln lassen solle oder nicht. Sein eingeschläfertes besseres Ich hat sich gegen die Ruchlosigkeit des Träumers gewehrt. Wenn nun Rustan nach des Königs Tod von einem Becher zum andern blickt und weder eine Summe ziehen, noch überhaupt einen Zusammenhang herstellen kann, heißt das, daß sich der Träumende im Wachen und der Wache im Träumenden nicht erkennt. Der gewissenlose und der gewissenhafte Rustan begegnen sich wie zwei Fremde, und doch sind beide eins. Der verhängnisvolle Becher hat wie Rustan selber einen zugleich entgegengesetzten und verwechselbaren Doppelgänger, und er bedeutet den eigentlichen Wendepunkt in Rustans Existenz: das Mittel, welches das eine Dasein ins andere umschlagen machen könnte. Wenn Rustan selber das Gift tränke, von dem es heißt, es mache «die Kranken schnell gesunden, / Die Gesunden freilich krank<sup>41</sup>», so müßte er sterben, aber dieser Tod würde Leben bedeuten. Rustan könnte im Sterben zu seinem anderen, schuldlosen Dasein erwachen und den Traum von sich abschütteln. Der Kranke würde gesunden. Im König hingegen stirbt ein Gesunder: der König ist selber Traum und als solcher mit seiner Umgebung im Einklang. Er ist, was er scheint, während Rustan, der «Kranke», scheint, was er im äußeren Leben nicht ist. Der Traum hat Rustans innerem Leben den Anschein des äußeren Rustan geliehen und ihn so in ein

Mißverhältnis zu sich selber gebracht. Der Schein stellt hier zugleich eine Wahrheit und eine Lüge dar. Rustans Haltung zeigt die Divergenz der beiden in ihm vereinigten Daseinsweisen und führt dem Zuschauer außerdem die Lehre des Stücks vor Augen: daß Rustan beide Welten in sich vereinigt und ihren Widerspruch auszuhalten hat. Wenn er sich endlich für sein bescheidenes äußeres Los entscheidet, wird ihn sein Traum-Ich ebenso begleiten, wie der rechtschaffene Rustan aus der Welt des Tages im nächtlichen Verbrecher wenn nicht wirksam, so doch gegenwärtig ist. Das Äußerste berührt sich auch hier, im Innern der mit sich selber zerfallenen Gestalt.

Es sei hier eine darstellerische Eigenheit erwähnt, in der Grillparzer den Berührungspunkt der beiden Welten immer wieder sichtbar macht. Im Tagebuch stehen längere Auszüge aus einem Märchen, das man in der Sammlung der Brüder Grimm unter dem Titel *Der Räuberbräutigam* findet<sup>42</sup>. Grillparzer interessiert sich vor allem dafür, daß ein Gegenstand — ein abgehauener Finger —, den die wache Räuberbraut vorzeigen kann, die Wahrheit ihres angeblichen Traums beweist. Solche Beweisstücke finden sich bei Grillparzer auffallend häufig, und sie stellen oft die einzige Verbindung zwischen den beiden Bereichen dar, in die der Dichter in seinen Dramen die Welt — seiner inneren Entzweiung gemäß — auseinanderfallen läßt. Ein Dolch erinnert in *Die Ahnfrau* Jaromir an seine Kindheit und stellt damit die Beziehung zwischen seinem reinen Ursprung und der Gegenwart her. In *Das goldene Vließ* fühlt sich Medea als Verbannte ihrer Heimat einzig durch das Zaubergefäß noch verbunden, das sich bezeichnenderweise nicht beseitigen läßt, und Jason führt als sichtbares Zeichen für die Wirklichkeit seines Traums das goldene Vließ mit sich nach Griechenland. In *Ein treuer Diener seines Herrn* wird Erny der kaum gedachten Regungen ihres Innern überführt, wie Otto von Meran sie an die Locke erinnert, die sie einst in traumverlorener Selbstvergessenheit entwendet hat. Ein Ding konfrontiert sie mit ihrem anderen Ich. Raimund besitzt in beiden Welten Melusinas Ring, der es ihm auch erlaubt, von einem Bereich in den andern hinüberzuwechseln. In *Libussa* durchzieht ein verwickeltes Spiel mit einem Kleinod das ganze Stück. «Ich will ein Zeichen nehmen meiner Tat, / Daran ich sie, sie mich dereinst erkennt<sup>43</sup>», sagt Primislaus, wie er sich von der traumhaft sein Dasein unterbrechenden Libussa trennt. In *Die Jüdin von Toledo* endlich hängt in einem bestimmten Augenblick alles an dem Bild, das ein Stück Traum in den anderen Bereich hineinträgt, die Wahrheit des Traums bezeugt und mit seiner Leuchtkraft die Welt des Tages von neuem zu überstrahlen beginnt. Ein Requisit wird zu dem Drehpunkt, an dem sich die beiden Welten berühren und sofort wieder auseinanderstreben.

Wenn sich nun das Äußerste derart berührt, ohne sich nur im mindesten zu durchdringen, gibt es für den Grillparzerschen Menschen zwei Möglichkeiten, die unerträgliche Spannung zu überwinden. Er kann das nur in einem

Punkt Vereinte gewaltsam trennen oder dort verharren, wo sich die Gegensätze noch nicht geschieden haben. Die erste Möglichkeit ergreifen heißt sterben, und es entziehen sich denn auch auffallend viele von den Gestalten, die an der Unvereinbarkeit von innerem und äußerem Leben scheitern, dem Konflikt durch einen freigewählten Tod. Sappho stürzt sich ins Meer. In *Des Meeres und der Liebe Wellen* tötet sich Hero von innen heraus durch ihren Schmerz. Raimund gibt freiwillig sein irdisches Dasein auf und macht ernst mit dem Spruch, der die *Melusina* beschließt:

Wem sich höhere Mächte künden  
Muß auf ewig sich verbünden,  
Oder nahen mög er nie,  
Halben Dienst verschmähen sie.

Rustan, der Held des Stückes *Der Traum ein Leben*, wirft sich in die Fluten, in die er vorher seinen Doppelgänger, den Mann vom Felsen gestürzt hat. Alle diese Gestalten entsagen ihrer leiblichen Existenz, dem äußeren Leben, dem Vergänglichen und ihrer Menschlichkeit, um ihr Inneres, ihr geistiges Leben, ihr Dichtertum oder ihren Traum nicht zu verraten.

Es liegt nicht in Grillparzers überwiegend finster gestimmtem Wesen, sondern in der Sache selbst begründet, daß die zweite, glückliche Möglichkeit ungleich weniger scharf umrissen wird. An dem Punkt verharren, an dem sich die Gegensätze noch nicht geschieden haben, heißt nichts anderes, als zwischen innerem und äußerem Leben, Vergessen und Erinnerung, Selbstbewahrung und Selbstverlust, barbarischer Diesseitigkeit und jenseitiger Geistigkeit in der Schweben bleiben. Der, dem das gelänge, hätte sich auf schmalstem Grat zu bewegen, vorwärtszuschreiten und dabei den durchmessenen und noch zu leistenden Weg als eine Ausstrahlung des Jetzt und Hier zu sehen. Er müßte fähig sein, die Welt zu überblicken, ohne sich aus ihr herauszuheben, und so zugleich in und über den Dingen stehen. In der Spannung müßte sich ein Gleichgewicht herstellen, das die Gefährdung nicht beseitigte, sondern besiegte. Diese nicht zu fassende Möglichkeit kreist Grillparzer bisweilen auf engste ein. In *Des Meeres und der Liebe Wellen* stehen die Verse:

... Und wie der Turm,  
In dessen Innern sich dein Wohnsitz wölbt,  
Am Ufer steht des Meers, getrennt, allein,  
Durch Gänge nur mit unserm Haus verbunden —  
Auf festen Mauern senkt er sich hinab,  
Bis wo die See an seinen Füßen brandet,  
Indes sein Haupt die Wolken Nachbar nennt,

Weit schauend über Meer und Luft und Land —  
So wirst du fürder stehn, getrennt, vereint,  
Den Menschen wie den Himmlischen verbündet;  
Dein selber Herr und somit auch der andern,  
Ein doppel lebend, auserkornes Wesen,  
Und glücklich sein<sup>44</sup>.

Der Priester beschreibt in diesen Worten nicht nur das Leben, das Hero als Priesterin zu führen hat, sondern das für Grillparzer allein wirkliche Dasein überhaupt. Der Turm wurzelt fest in der Erde und erreicht doch die luftigen Sphären, die der geistig ätherischen Welt des Innern entsprechen. Seine Bewohnerin wird Überblick über das Leben haben, ohne deswegen den Bedingungen ausgesetzt zu sein, die sonst den Betrachtenden auf den einsamen und kahlen Gipfeln, den unwirklichen Höhen der Menschheit erwarten. Wer «den Menschen wie den Himmlischen» verbündet ist, sieht das Irdische vom Überirdischen durchleuchtet, und das Überirdische wird ihm im Irdischen faßbar. «Getrennt, vereint» bewahrt sich das Selbst, ohne deswegen die Gemeinschaft mit dem Lebendigen aufzugeben. Es fällt weder der Dürre der in sich absterbenden Innerlichkeit, noch dem entfremdenden, vernichtenden Strom des äußeren Lebens anheim und hat doch Teil an beiden. Ein «doppel lebend, auserkornes Wesen» kann, wie es Grillparzer einmal fordert, «Mensch nach beiden Seiten<sup>45</sup>» sein; es ist einig mit sich und mit der Welt. Das Glück, das den alles durchdringenden und von allem durchdrungenen Menschen erwartet, ist der Einklang mit der Natur, von der sich der Mensch nur zu seinem Verderben entfernt. In der Natur vereinigt sich selbst das Widersprüchlichste zum Ganzen:

Seht an die Welt, die sichtbar offenkundige,  
Wie Berg und Tal und Fluß und Wiese stehn.  
Die Höhen, selber kahl, ziehn an die Wolken  
Und senden sie als Regen in das Tal,  
Der Wald hält ab den zehrend wilden Sturm,  
Die Quelle trägt nicht Frucht, doch nährt sie Früchte,  
Und aus dem Wechselspiel von hoch und niedrig,  
Von Frucht und Schutz erzeugt sich dieses Ganze,  
Des Grund und Recht in dem liegt, daß es ist<sup>46</sup>.

So spricht in *Ein Bruderzwist in Habsburg* der stille Kaiser aus seiner umfassenden Einsicht heraus. Diesem Wechselspiel hat sich der Mensch einzufügen, und es muß auch in seinem Innern lebendig bleiben. Die Analogie zwischen Mensch und Natur wird ausdrücklich hergestellt. Rudolf II. rühmt die Weisheit des Schöpfers mit den Worten:

Des Menschen Innres wie die Außenwelt,  
Hat er geteilt in Tag und dunkle Nacht.  
Das Aug ertrüge nicht beständiges Licht;  
Da führt er an dem Horizont herauf  
Die Dunkelheit mit ihrer holden Stille,  
Wo die Empfindung aufwacht, das Gefühl,  
Und süße Schauer durch die Seele schreiten.  
Doch immer Nacht wär schlimmer noch als nie,  
Und was du weißt, weißt du durch Tag und Licht<sup>47</sup>.

Der Mensch ist nur wahr, wenn er die Teilung seines Wesens (der die Teilung seiner Welt entspricht), nicht nur erträgt, sondern fruchtbar macht. Die Welt der Nacht — der Innerlichkeit, des Gefühls — soll die Welt des Tages — der Tätigkeit und des verstandesmäßigen Erkennens — ergänzen. Traum und Leben, Innen und Außen, Körper und Seele, Kunst und Alltäglichkeit, verlockend Schimmerndes und bestimmt Umrissenes werden durch ein ewiges Gesetz in eins gefaßt und sinnvoll aufeinander bezogen. Doch das läßt sich leichter erkennen als verwirklichen. Das Gleichgewicht wird immer wieder gestört; sei es durch den Bann des Innern oder den allzu heftigen Zug nach außen, die Unrast des Träumers oder die Erstarrung des Enttäuschten. Was Grillparzer als wirkliches Leben anerkennt, geht von dem Punkt aus, den Wendungen wie «getrennt, vereint» so unnachahmlich bezeichnen: dem Punkt, von dem aus der Mensch nach beiden Seiten zu leben vermag, und in dem immer wieder Tag in Nacht und Nacht in Tag übergeht. Dieser Punkt blitzt in Grillparzers aus Gegensätzen aufgebaute Welt bisweilen in seltener Leuchtkraft auf. In ihm zu verharren übersteigt jedoch das menschliche Vermögen; Grillparzer überwindet den Fluch nicht, dem er sich unterworfen weiß, und den im Gedicht *Der Bann* die Worte «entzweit auf immer Kopf und Hand<sup>48</sup>» auf das Kürzeste zusammenfassen.

In *Weh dem, der lügt!*, dem einzigen Lustspiel, das Grillparzer in den Kreis seiner Dramen aufgenommen hat, wird jedoch dieses Gleichgewicht immer wieder auf das reizvollste gestört und in einer Gegenüberstellung markanter Gegensätze wieder hergestellt. Am Anfang steht der vorerst nur um die Speisung seines Herrn besorgte, aber dennoch Witz und Seelenhaftigkeit bekundende Küchenjunge Leon dem Bischof gegenüber, der es in der Enthaltensamkeit von allen irdischen Gütern so weit treibt, daß er gerade darum als Geizhals dem Irdischen über alles verfallen scheint. Dieser Irrtum deckt sich auf, und Leon zieht im Auftrag des Bischofs zu den barbarischen, heidnischen Germanen, um dort den Neffen seines Herrn aus der Gefangenschaft zu befreien. Bei den Barbaren ist er mit seiner Kunst am Platz und wird als Koch hoch geachtet. Weniger angemessen erscheint ihm in diesem durchwegs irdischen Bereich das strenge Gebot des Bischofs, nicht zu lügen. Allmählich



vollzieht sich jedoch in ihm eine Wandlung; sein vom Bischof erwecktes Inneres bricht aus ihm hervor und beginnt — mitten in der diesseitigen, barbarischen Welt — die in seinem Beruf sich verratende Erdhaftigkeit zu überstrahlen. Den Höhepunkt erreicht diese Entwicklung in dem Augenblick, in dem auf der Flucht der Grenzfluß zwischen dem heidnischen und dem christlichen, dem wesentlich irdischen und wesentlich geistigen, jenseitigen Bereich überschritten werden soll. Hier bewährt sich das Gebot des Bischofs im äußeren Leben. Die Wahrhaftigkeit Leons rettet den Flüchtigen das Leben und entreißt sie dem Verderben, dem sie die Lüge Edritas überantwortet hätte. Daß die Dinge nur durch einen Zufall diesen Verlauf nehmen, warnt davor, die Welt in ihrer ganzen Breite für wohlbeschaffen zu halten. Das Wahre deckt sich nur in einem Punkt mit der vergänglichen, buntverworrenen Welt. Die Barbarin Edrita bekehrt sich zum Christentum. Ihr natürliches Wesen vereint sich mit dem, was sie wird, zu der glücklichsten Einheit, in der sich Gegensätzliches für einmal nicht nur berührt, sondern wirklich durchdringt. Beispielhaft für die Ausgewogenheit Edritas ist vielleicht, daß sie sich an den Dingen des äußeren Lebens freut, ohne sich ihrer bemächtigen zu wollen. Sie wendet sich nach außen, ohne sich im Äußeren zu verlieren. Es ist indessen dafür gesorgt, daß auch Edrita nicht zum Vorbild erstarrt (was sie in Grillparzers Augen unwahr machen würde). Ihre Bekehrung hat neben dem edlen noch einen wenn auch nicht verwerflichen, so doch nicht ganz angemessenen Beweggrund: sie liebt Leon und will in seine Welt eintreten. Der Neffe Atalus hingegen wird bei den Barbaren unter dem Anhauch des Irdischen zunächst seiner geistlichen Bestimmung entfremdet. Er verliebt sich in Edrita und wünscht sie sich zur Frau. Diese Verirrung gibt ihm, was ihm fehlt. Während er sich am Anfang von Vorstellungen regieren ließ, die nie einer Prüfung im äußeren Leben ausgesetzt waren, gibt ihm die Erweiterung seiner Erfahrung die Möglichkeit, seine Gedanken fortan mit der Substanz der Dinge selber zu erfüllen. Auch er kann von nun an «Mensch nach beiden Seiten» sein. Der Bischof sagt zu dem Schauspiel, das die Figuren des Stücks in ihrer Verwirrung geben:

Wer deutet mir die buntverworrene Welt!  
Sie reden alle Wahrheit, sind drauf stolz,  
Und sie belügt sich selbst und ihn, er mich,  
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —  
Und reden alle Wahrheit, alle. Alle.

Das Unkraut, merk ich, rottet man nicht aus.  
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber<sup>49</sup>.

Auch er weicht also von der Strenge seiner Forderung um den Grad ab, den es braucht, wenn die Tragödie in ein Lustspiel umschlagen soll. In der

buntverworrenen Welt trübt immer wieder der Überschwang des inneren oder äußeren Lebens die Wahrheit, und doch leuchtet das Wahre durch das stets sich verändernde Gewebe hindurch. Es blitzt in den das Äußerste — Lüge und Wahrheit — vermengenden Reden auf und zeigt sich auch in der zwischen den zwei Bereichen schwankenden Bewegung der Gestalten. Aber wenn der Bischof hier das Wahre, Eine aufspürt, beginnt sich die Welt doch sogleich wieder zu teilen: in Unkraut und Weizen, Lüge und Wahrheit, Gutes und Böses. Das Spiel beginnt von neuem, wie es auch in Grillparzer selber stets von neuem wieder anhebt.

Die Dramen, Gedichte und Novellen sind nach der Hanser-Ausgabe zitiert (H), alles übrige nach der Historisch-kritischen Gesamtausgabe (HKA).

<sup>1</sup>Libussa, vgl. Vers 2413ff. <sup>2</sup>HKA II/12, S. 90. Nr. 4406. <sup>3</sup>Sappho, Vers 952ff. <sup>4</sup>HKA II/8, S. 107, Nr. 1281. <sup>5</sup>Die Argonauten, Vers 1012ff. <sup>6</sup>Ein Bruderzwist in Habsburg, Vers 206f. <sup>7</sup>Medea, Vers 772ff. <sup>8</sup>Sappho, Vers 383f. <sup>9</sup>Medea, Vers 699. <sup>10</sup>Der Traum ein Leben, Vers 310ff. <sup>11</sup>HKA II/9, S. 3, Nr. 1825. <sup>12</sup>HKA II/8, S. 311, Nr. 1652. <sup>13</sup>HKA III/1, S. 255, Nr. 223. <sup>14</sup>Bescheidenes Los, H I, S. 95. <sup>15</sup>Entsagung, H I, S. 247. <sup>16</sup>Vgl. Sappho, Vers 421f. <sup>17</sup>Das Kloster von Sendomir, H III, S. 123, Zeile 16ff. <sup>18</sup>Des Meeres und der Liebe Wellen, Vers 2016ff. <sup>19</sup>Libussa, Vers 1150ff. <sup>20</sup>Nachruf an Zacharias Werner, H I, S. 151. <sup>21</sup>Sappho, Vers 950. <sup>22</sup>Libussa, Vers 2367f. <sup>23</sup>Selbstbekenntnis, H I, S. 130. <sup>24</sup>HKA II/7, S. 7, Nr. 17; S. 14, Nr. 24; S. 29, Nr. 57. <sup>25</sup>Der Halbmond glänzet . . ., H I, S. 182. <sup>26</sup>Ein Bruderzwist in Habsburg, Vers 921ff. <sup>27</sup>Zwischen Gaeta und Kapua, H I, S. 118. <sup>28</sup>Sappho, Vers 284ff. <sup>29</sup>Melusina, Vers 96 und Vers 250. <sup>30</sup>Der arme Spielmann, H III, S. 160, Zeile 19ff. <sup>31</sup>A.a.O., S. 175, Zeile 13f. <sup>32</sup>Sappho, Vers 262. <sup>33</sup>Der arme Spielmann, H III, S. 160, Zeile 4ff. <sup>34</sup>Michael Enk von der Burg: Über den Umgang mit uns selbst, Wien 1829, S. 141, Nr. 39. <sup>35</sup>Der arme Spielmann, H III, S. 183, Zeile 19ff. <sup>36</sup>Weh dem, der lügt! Vers 668. <sup>37</sup>Melusina, Vers 638ff. <sup>38</sup>A.a.O., Vers 517ff. <sup>39</sup>König Ottokars Glück und Ende, Vers 2201. <sup>40</sup>Der Traum ein Leben, Vers 1855ff. <sup>41</sup>A.a.O., Vers 1588ff. <sup>42</sup>Vgl. HKA II/8, S. 116, Nr. 1297. <sup>43</sup>Libussa, Vers 65f. <sup>44</sup>Des Meeres und der Liebe Wellen, Vers 894ff. <sup>45</sup>Ein Bruderzwist in Habsburg, Vers 1633. <sup>46</sup>A.a.O., Vers 1608ff. <sup>47</sup>A.a.O., Vers 2354ff. <sup>48</sup>Der Bann, H I, S. 109, Vers 48. <sup>49</sup>Weh dem, der lügt! Vers 1800ff.